Der Taschendieb

Autor(en): **Heltai, Eugen**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **6 (1930)**

Heft 37

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-755955

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Der Taschendieb

VON EUGEN HELTAI

AUTORISIERTE ÜBERTRAGUNG AUS DEM UNGARISCHEN VON MAURUS MEZEI, WIEN

Es war zwischen Neuhäusl und Preßburg, bereits näher zu Preßburg. Ich stand draußen im Korridor des Waggons, mit der Nervosität und der Ungeduld des sich seinem Ziele nähernden Reisenden. Plötzlich kam ein alter Herr auf mich zu und rempelte mich heftig an. Die Zigarre fiel mir aus dem Mund und ich bückte mich mechanisch, sie aufzuheben. Gleichzeitig verspürte ich einen eigentümlichen, ungewohnten Druck auf der Brust. Der alte Herr war mittlerweile, verlegen um Entschuldigung stammelnd, am Ende des Korridors verschwunden.

Mich wieder aufrichtend, griff ich unwillkürlich nach meiner Brieftasche und war gar nicht besonders überrascht, als ich sie nicht vorfand. Es war klar: der alte Herr hat mich nur deshalb angerempelt, um mir die Brieftasche zu entwenden. Und schon eilte ich dem Fremden nach.

Ich hatte Glück. Soeben hielt der Zug. Wir waren in Preßburg. Und auf dem Perron erblickte ich meinen Mann, wie er sich, aufgeregt gestikulierend, einen Weg zum Ausgang bahnte. Ich packte ihn von rückwärts am Kragen. Er drehte sich wütend um.

«Meine Brieftasche!» schrie ich ihn an. «Geben Sie mir meine Brieftasche zurück!»

«Sind Sie verrückt?» fragte er zornig. «Von welcher Brieftasche sprechen Sie?»

«Von jener, die Sie mir im Waggon gestohlen haben . . . Heraus damit!»

Unterdessen war um uns herum ein großer Auflauf entstanden.

Das Publikum wartete mit hämischem Gelächter, was nun geschehen würde. Und schon kam ein Polizist würdevoll einhergeschritten. Der Taschendieb blinzelte unruhig, seinen Kragen hielt ich noch immer fest in der Hand.

«Lassen Sie mich in Ruhe!» fuhr er mich endlich an und entriß sich mit einem heftigen Ruck meinen Händen. In diesem Augenblick fiel aber etwas aufs Pflaster und der Taschendieb gewahrte voller Entsetzen, daß es die gestohlene Brieftasche, meine Brieftasche war. Er wollte danach greifen, aber ich kam ihm zuvor. Ich steckte die Brieftasche ein und hielt die Angelegenheit somit für mich erledigt.

«Scheren Sie sich zum Teufel!» sprach ich zu dem Taschendieb. Er wäre auch gerne gegangen, der Arme, wenn man ihn bloß gelassen hätte. Denselben Kragen, den ich bereits freigegeben hatte, hielt nun der Polizist in der Hand. Und er schleppte den Taschendieb nicht besonders zart in das Zimmer des Stationsvorstandes, wobei er auch mir zurief:

«Bitte hineinzukommen!»

Unwillig folgte ich dem Polizisten. Das war schon mehr, als mir angenehm war. Ich hätte mich am liebsten unbemerkt aus dem Staube gemacht, es ging aber nicht, denn der Polizist hielt mich ebenso im Auge, wie den Taschendieb. Auch ich mußte hinein ins Bureau, wo über den Fall ein Protokoll aufgenommen wurde. Mir war die Sache sehr peinlich, um so mehr, als der Taschendieb jetzt geradezu bedauernswert war. Er war blaß und zerknirscht, er stammelte, stotterte, der Angstschweiß rann ihm von der Stirn. Aus seinem Blick sprach ein solcher Vorwurf und Schmerz, daß ich erschauderte. An der Sache war aber nichts mehr zu ändern, ich mußte mich damit abfinden, daß der Taschendieb auf einige Wochen eingesperrt werden würde.

Von da ab bekam ich aus Preßburg häufig Zuschriften, amtliche Mitteilungen und Vorladungen zugeschickt. Aber noch etwas anderes trug sich zu. Eines Tages kam zu mir eine Frau mit rotgeweinten Augen. Sie war noch ziemlich jung und hübsch, ihr Gesicht zeigte aber deutlich Spuren der vielen Entbehrungen und des Elends.

«Ich bin Frau Keller», sagte die Frau einfach, ohne jede Einleitung.

Ich hatte keine Ahnung, wer Frau Keller ist.

«Erinnern Sie sich nicht?» fragte sie traurig. «Mein Mann, der Keller, der in Preßburg —»

Dabei machte sie mit der Hand eine bedeutungsvolle Geste nach rückwärts. Nun wußte ich schon, wer Frau Keller war. Die Frau meines Taschendiebes. Ueberrascht und argwöhnisch blickte ich sie an. Was will diese Frau von mir?

Die Sache war einfach: Geld wollte sie. Sie berief sich auf meine Güte und Menschenliebe, sie erzählte, daß ich schuld daran sei, daß ihr Mann jetzt im Gefängnis sitze; zu Hause gebe es kein Brot, die Kinder seien hungrig. Und sie habe vier Kinder.

Ich bin auch sonst ein gefühlvoller Mensch, diese Sache aber kränkte mich besonders. Es war mir eine wahre Erleichterung, daß ich — wennschon nicht dem Taschendieb — so doch wenigstens seiner Familie helfen konnte. Ich gab der Frau 50 Pengö, und sie entfernte sich glücklich und in Dank zerfließend. Ich war noch glücklicher als die Frau, in dem Bewußtsein, eine gute Tat vollbracht zu haben.

Aber nach einer Woche erhielt ich eine höchst unangenehme Nachricht. Die Preßburger Polizei teilte mir mit, daß sich Keller im Gefängnis erhängt habe. Er war zu einem halben Jahr Kerker ver-

DIE TÄNZERIN
Marianne Winkelstern
Phot. Becker & Maass

Filmkarawane unterwegs zum Mt. Whitney (Kalifornien)

urteilt worden, was sich der Alte so zu Herzen nahm, daß er sich erhängte. Mich machte diese Nachricht ganz verstört, ich hatte das Gefühl, daß ich den Mann in den Tod getrieben habe. Verdienen es die paar Pengö, daß sich deshalb ein Mensch das Leben nimmt? Ich war den ganzen Tag schlechter Laune und konnte die ganze Nacht kein Auge schließen. Ueberall sah ich den schmerzlichen und vorwurfsvollen Blick des alten Keller, mit welchem er sich im Bureau des Stationsvorstandes von mir verabschiedete.

Am nächsten Morgen erhielt ich den Besuch einer schwarzgekleideten Frau in Gesellschaft von vier traurigen, armen Kindern: Frau Keller. Ich wußte, daß sie kommen würde, ich erwartete sie gleichsam. Mir wurde sehr unbehaglich zumute.

«Was soll nun aus mir werden?» fragte sie leise.

Das war alles. Sie machte mir keine Vorwürfe, sie verlangte auch nichts, sondern fragte einfach, was nun aus ihr werden solle. Ich konnte auf ihre Frage nicht gleich antworten, sondern betrachtete bald sie, bald die Kinder, die stumpf und verständnislos vor sich hinstarrten. Ja, diese Witwe und die vier Waisen habe ich auf dem Gewissen. Ich habe ihnen den Ernährer geraubt. Es ist nur zu begreiflich, daß die Frau nun fragt, was jetzt aus ihr werden soll.

Ich bin nicht übermäßig reich, ich war aber immer ehrlich und gut, mein Herz so weich, daß man es aufs Brot hätte streichen können. Es war für mich keinen Augenblick zweifelhaft, daß es meine Pflicht sei, für diese Frau und diese Kinder in irgendeiner Form zu sorgen. Ich wollte mein Gewissen beruhigen und war daher nicht kleinlich.

«Schauen Sie», sprach ich zu der Frau, «hier haben Sie 200 Pengö.»

Das war gerade fünfmal soviel, als mir Keller seinerzeit gestohlen hatte. Hätte ich ihn damals laufen lassen, ersparte ich schon bis jetzt 210 Pengö und Keller wäre noch am Leben.

Die Frau wollte mir um jeden Preis die Hand küssen, die Kinder taten es auch tatsächlich.

«Schon gut, schon gut!» stammelte ich und drängte sie zur Tür hinaus.

Auf der Schwelle blieb die Frau stehen.

«Stimmt etwas nicht?» fragte ich sie ängstlich.

«Nein», entgegnete sie sanft. «Man hat mir die Wohnung gekündigt, weil ich den Zins nicht bezahlen konnte, und auch die Möbel hat man uns genommen.»

Und wieder sah sie mich an, mit unermeßlicher Traurigkeit im Blick. Auch die Kinder waren stehengeblieben, und sie harrten angehaltenen Atems, was nun geschehen würde.

Für einen Moment zuckte mir der Gedanke durch den Kopf, daß ich ja der Frau 200 Pengö gegeben habe, dann schalt ich mich aber wegen dieses Gedankens. Ein paar Pengö hin und her, wo es sich um die Beruhigung meines Gewissens handelt.

«Hier haben Sie noch 30 Pengö», sagte ich. Die Frau blickte mich stumm an, und bevor ich es noch verhindern konnte, küßte sie mir die Hand und verschwand dann mit den vier Kindern.

Ich seufzte beglückt auf. Ich meinte, die Angelegenheit sei nun für ewig erledigt. Ich täuschte mich aber. Nach fünf Tagen kam die Frau wieder. Diesmal empfing ich sie schon etwas befremdet, sie beruhigte mich aber, daß sie nicht um Geld komme! Was ich denn von ihr denke? Ob sie vielleicht erpressen wolle? Sie und erpressen! Sie, die aus einer vornehmen Familie stammt, die eine vorzügliche Erziehung genossen hat, englisch und französisch spricht, — sie und erpressen!

Sie ist bloß um einen Rat gekommen, an wen sollte sie sich denn sonst wenden, als an mich.

«Um was handelt es sich also?» fragte ich nun bereits freundlicher.

«Ich kann mit dem Geld nicht umgehen. Ich bin ein verhätscheltes unbeholfenes Geschöpf. Solange mein Mann am Leben war, lebte ich wie eine Prinzessin. Der Arme ist ja nur deshalb auf Abwege geraten, damit wir, ich und die Kinder, ein vornehmes Leben führen können ... Kurz, ich möchte, daß Sie das Geld, das Sie mir gegeben haben, wieder zurücknehmen und mir dafür eine kleine Wohnung und einige Möbelstücke kaufen ... und falls vom Gelde etwas übrig bleibt, es derart einteilen, daß ich jeden Monat einige Pengö bekomme ...»

Damit überreichte sie mir auch schon das Geld. Hundertundsechzig Pengö statt zweihundertunddreißig. Doch darum kümmerte ich mich nicht. Die Frau hat sich vertrauensvoll an mich gewendet, ich war also nicht berechtigt, diesem Vertrauen auszuweichen.

«Gut», sagte ich großherzig, «es wird geschehen, wie Sie wünschen.»

Ich verschaffte ihr eine Dreizimmerwohnung um tausendfünfhundert Pengö. Ihr war es zu teuer. Ich beruhigte sie aber. Dann kaufte ich Möbel um tausend Pengö. Auch das war ihr zu viel. Ich beruhigte sie aber wieder. Auch ein Klavier mietete ich. Schließlich teilte ich ihr mit, daß sie von mir so lange, bis ich nicht ihre Lage auf andere Art würde ändern können, monatlich 250 Pengö bekommt. Schließlich übergab ich ihr auch noch die bewußten 160 Pengö, damit sie nicht ganz ohne Geld dastehe.

Die Frau konnte sich nun nicht mehr zurückhalten. Sie sank mir an die Brust und schluchzte bitterlich. Ich streichelte ihre Haare und sagte bloß: «Nun, nun!»

Innerlich aber überlegte ich:

230 Pengö und 2500 Pengö ergeben 2730 Pengö, 68mal soviel, als mir der arme Keller seinerzeit gestohlen hat. Nicht gerechnet die 250 Pengö, die ich monatlich zu zahlen habe. Wäre es da nicht klüger gewesen ...»

Soll ich in der Erzählung fortfahren?

In kurzer Zeit kostete mich die Familie so viel, daß ich gezwungen war, die Frau zu heiraten. Ich wäre sonst total zugrunde gegangen.